

# Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?

Ein Plädoyer für das Erzählen in  
„unweihnachtlichen“ Zeiten

---

Was ist der Mensch, dass du seiner denkst? Der Psalm 8 stellt diese Frage nicht nur einmal, und sie wird in anderen Psalmen wiederholt und aufgenommen. Die Frage des Menschen nach sich selbst ist in der Tradition Israels ebenso verankert wie die Frage an Gott, was denn der Mensch sei: im positiven Sinne ebenso wie im negativen Sinne. Gott werden sowohl die großartigen Seiten seiner Schöpfung ebenso wie die Niederungen in aller Breite beschrieben und in Dank und Klage vor ihn gebracht. Gott, der doch seinen Menschen kennen müsste, bekommt sozusagen eine regelmäßig aktualisierte Zustandsbeschreibung gemeldet, die mit konkreten Aktionswünschen an ihn verbunden ist. Der Glaube, dass der Mensch als Gottes Geschöpf von ihm nicht verlassen wird, dass er in der Not eingreift, ist ungebrochen. Und ungebrochen auch durch die vielen Enttäuschungen des Volkes Israel mit seinem Gott, die die Theologie des Einen Gottes, der von der Welt und Mensch verschieden und frei ist, überhaupt erst hervorgebracht haben. Konstitutiv für diesen Glauben ist die Erzählgemeinschaft Israels und, diese übernehmend, der frühen Kirche. Glaube wird erfahren im Erzählen und Deuten, und darin wird die Gewissheit der eigenen gläubigen Identität erlebt.

## Die Erzählgemeinschaft als identitätsstiftender Ort

Was ist der Mensch, dass du seiner denkst? Der Psalm 8 behauptet, dass der

Mensch nur wenig geringer gemacht ist als Gott. Er wird in die Nähe der Könige gebracht, die in der religiösen Tradition, in der Israel sich einen Platz suchen muss, die Repräsentanten Gottes sind. Würde heute eine Zustandsbeschreibung mit dem ernsthaften Glauben an das Heilshandeln Gottes in der Geschichte vor diesen Gott gebracht, dessen Liebe sich im Index der Treue zeigt, so wäre die anthropologische Behauptung aus Psalm 8 etwas, das den Atem anhalten lässt. Der Mensch wird heute anders beschrieben. Wie schmerzhaft das ist, können wohl vor allem jene erzählen, die davon betroffen sind. Die Erzählgemeinschaft Israels, die sich und ihren Gott daran erinnert, als was er sie geschaffen hat, ist in der Postmoderne unterbrochen worden. Menschen, die auf ihre Bildung, ihre Herkunft, ihr Vermögen, ihre Gesundheit, ihre Sprache, ihr Aussehen, ihr Risikopotential für die Gesellschaft, ihre Steuerabgaben reduziert werden, ihnen ist zugleich der Ort genommen, an dem sie gemeinsam sich und ihre Welt daran erinnern können, wer sie sind: nicht geringer als Könige. Dieser Verlust ist subtil und vielschichtig. Er geht einher mit dem Aufgeben von dem Menschen Gegebenem: Die Erzählgemeinschaft war und ist der Ort, an dem es möglich ist, sich in Klage und Freude seiner selbst zu vergewissern. Jede Lebensform und fast jeder beruflicher Kontext ist davon geprägt, zu erzählen, „wie es war“ und was geschehen ist, wer was mit wem erlebt hat. Besonders eindrücklich ist diese Erfahrung in den Orten des Leids und Abschieds: Wer immer in einem Hospiz zu tun hatte, kennt die Macht des Erzählens. Leidbewältigung ist zutiefst ein Erzählen.

Dr. Breuer, der berühmte Arzt zu Lebzeiten von Sigmund Freud, dem er selbst viele Impulse verdankt, hat in der Arbeit mit seiner Patientin Anna O. die „Redekur“ entdeckt.<sup>1</sup> Jene Kur, in der alles erzählt wird und so für einen Moment die Symptome der Erkrankung in ihrem Bann gebrochen sind. Er hatte gehofft, dass dadurch eine Heilung möglich ist. Erst der in vielem verfeinerten und durch viele Beobachtungen begründeten Form der

Psychoanalyse ist ein Durchbruch gelungen. Diese ist nicht mehr wegzudenken aus dem modernen Leben. Nicht nur als Therapieform selbst ist sie tagtäglich praktiziert, sie ist auch eingegangen in viele Formen der Gruppenarbeit und anderer Therapieformen.<sup>2</sup> Ihnen allen liegt die Weisheit zugrunde, dass im Erzählen heilende, entlastende Kraft liegt, das Sich-gewiss-Werden seiner selbst einhergeht mit dem Angeschaut-Werden durch ein Gegenüber, das diese Gewissheit aufnimmt. Diese Erfahrungen geben Aufschluss über die Art und Weise, wie sich Identität ausbildet. Gerade weil sich Leben im Erzählen deutet, entwickelt sich das Verstehen seiner selbst erst im Kontext eines anderen Lebens. „Der geschichtliche Bildungsprozess der Identität, der immer unabgeschlossen bleibt, ist der Ort, an dem das Subjekt sich seiner Identität vergewissert.“<sup>3</sup> Dabei ist Identität eine sich stets wandelnde. Immer steht das Subjekt vor der Aufgabe, im Erzählen sich seiner selbst zu vergewissern und sich oder anderen zu erklären, wie sich Veränderungen in das eigene oder fremde Bild einpassen. Dies geschieht im Modus der „Identitätspräsentation“<sup>4</sup>, denn das Subjekt ist „in dem Bemühen, sich seiner Identität zu vergewissern, auf die Erinnerung verwiesen als die der Kontingenz des Geschichtlichen entsprechenden Weise, sich auf Vergangenes beziehen zu können.“<sup>5</sup> Die Wichtigkeit eines Gegenübers ist dabei konstitutiv. Denn erst das Gefühl, dass das eigene Erzählen einen Resonanzboden bekommt, stellt es in einen Sinnzusammenhang und damit in die Gemeinschaft der Erzählenden.

### **Der „fiktive Andere“ – die religiöse Implikation biographischen Erzählens**

Henning Luther hat eindrucksvoll die Bedeutung der gelebten und geschriebenen Biographie untersucht. Er geht davon aus, dass der Struktur nach „gelebte“ und „geschriebene“ Biographien einander ähnlich“ sind.<sup>6</sup> Denn auch die gelebte Biographie, die „die, man hat“, ist als „-graphie“ im weitesten Sinne immer ein in Textform

gefasstes Leben.“<sup>7</sup> Von diesem Standpunkt aus möchte er „nach der religiösen Dimension biographischer Selbstreflexion“ fragen.<sup>8</sup> Dabei stellt er fest, dass die spezifische Form der Selbstreflexion Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ verknüpft und darin eine „*Gleichanwesenheit von Schmerz und Sehnsucht*“ herstellt.<sup>9</sup> Darin sieht er den entscheidenden Unterschied zwischen der gelebten und der geschriebenen Biographie. „Literarische Biographie konstruiert vom (meist guten) Ende *her*, autobiographische Selbstreflexion entwirft sich *auf* ein mögliches Ende *hin*.“<sup>10</sup> Faszinierend bei dieser Analyse ist, dass selbst jedes einsame Schreiben bereits ein Gegenüber denkt. „Die dem Tagebuch *anvertrauten* (!) Gedanken dienen der eigenen Selbstvergewisserung, sie erwachsen aus der bedrängend-beunruhigenden Frage ‚Wer bin ich?‘“<sup>11</sup> So ist selbst das Tagebuch als eine der intimsten Kommunikationsformen eine Kommunikation mit jemandem.<sup>12</sup> „Der Tagebuchschreiber hat gerade keinen anderen zum Gesprächspartner als sich selbst gewählt, weil er meint, dass keiner ihn so gut verstehe wie dieser (also er selber).“<sup>13</sup> Luther arbeitet präzise heraus, dass gerade das Schreiben des Tagesbuchs ein Gespräch nicht nur mit sich selbst ist, sondern ein Schreiben für einen „fiktiven Anderen“.<sup>14</sup> Ihm werden durch den Akt des Schreibens Eigenschaften zugeschrieben. Denn dieser Andere sei „mindestens so verständnisvoll wie das schreibende Ich sich selbst gegenüber“ und dem Anderen wird durch die Offenheit der Tagebuchaufzeichnungen eine „kritische Kraft, die helfen könnte, das aufzuhellen, was dem Tagebuchschreiber an sich selbst problematisch erscheint“, zugeschrieben.<sup>15</sup> „Der ‚fiktive Andere‘ ist also liebend und kritisch zugleich, und zwar eins *im* anderen.“<sup>16</sup> Luther geht davon aus, dass auch der für die Öffentlichkeit schreibende Biograph im Schreiben einen fiktiven Anderen vor Augen hat. Im christlichen Glauben sieht Luther in diesem fiktiven Anderen Gott. So bekommen in religiösen Biographien Tagebücher auch den Charakter von Bekenntnissen. „Lob und Klage des konfessorischen Subjekts korrespondieren Gericht und Gnade auf Seiten

Gottes, so wie Schmerz und Sehnsucht des autobiographischen Ichs der Kritik und Liebe des ‚fiktiven Anderen‘ entsprechen.“<sup>17</sup> Luther beendet seine Ausführungen mit der These, dass „die religiöse Dimension sich vor allem in der *formalen* Struktur autobiographischer Reflexion ausmachen lässt“<sup>18</sup> und sich in der spezifischen Weise ausdrückt, wie das Subjekt sich zu sich und der Welt in ein Verhältnis setzt.

## Erzähltes Leben als Gottes Ort

Theologisch kann die Biographie als Ort der Erfahrung Gottes gedacht werden. Heribert Wahl postuliert, dass Menschen als „living human documents [...] mit demselben Verstehensschlüssel zu erschließen sind wie die großen Dokumente der biblischen Glaubenserfahrung und Überlieferung.“<sup>19</sup> Damit wird biographischen Erzählungen ein Stellenwert eingeräumt, der im hermeneutischen Zugang den biblischen Erzählungen nahe kommt. Denn auch die biblische Tradition ist ein erzähltes Leben, dass vor Gott gedeutet ist. So ist sie aus den Erzählungen der Menschen, die ihr Leben als ein Leben mit dem Einen Gott glaubend reflektiert haben, entstanden. Wolfgang Drechsel sieht dies als eine Grundstruktur der Seelsorge an. So ist die „*Lebensgeschichtliche Konkretion und die Bestimmtheit Gottes in Jesus Christus [...]* somit nicht denkbar ohne den Bezug zu konkreter menschlicher Lebensgeschichte.“<sup>20</sup> Sowohl Religion als auch Lebensgeschichte gestaltet sich im konkreten Bezug zurzeit und vor dem „Angesicht“ des extra-nos Gottes. So wie die biblischen Geschichte in eine Beziehung gesetzt werden kann zu den konkreten Lebensgeschichten der Menschen, die sie erlebt haben, so können auch die christlichen Glaubenssätze in einer Relation zur erfahrenen und dann theologisch reflektierten Lebensgeschichte der Menschen dieser Zeit verstanden werden. Dies liegt darin begründet, dass „*Lebensgeschichte als [...] genuines Thema der christlichen Religion* angesehen werden muss.“<sup>21</sup> Das entscheidend theologische Thema ist daran, das eigene Leben im

Angesicht Gottes zu erzählen und so die Erzählgemeinschaft zu erweitern. Im Kontext der „Kommunikativen Theologie“ wird in diesem Zusammenhang das Subjekt mit seinen Erfahrungen und Deutungen als Ort der impliziten Theologie verstanden.<sup>22</sup> „Dies beinhaltet auch, dass die Lebensgeschichte Gottes nicht nur zu finden ist in den großartigen oder erschütternden Begegnungen mit dem Heiligen, in Gesprächen, die die Tiefen der Seele ausloten, die ganze Lebensgeschichten in den Raum der Gottesgewissheit als Lebensgewissheit stellen [...]“, sondern auch „dass die Lebensgeschichte Gottes ihre gegenwartsbezogene Vertextung in banalen, alltäglichen, kleinen und kleinsten Geschichten aus dem Leben finden kann.“<sup>23</sup>

## Erzählen in „unweihnachtlichen“ Zeiten – eine Anregung

„Das muss ich dir unbedingt erzählen“ und „Ich sitze im Zug“ sind die beiden Sätze, die ich als Zugfahrerin am häufigsten höre und inzwischen auch am häufigsten selbst ins Handy sage. Inmitten der vielen Worte, der bedrängenden Fragen und der eigenen Verpflichtungen ist vorweihnachtliche Besinnlichkeit zu suchen eine ebenso große Aufgabe wie sich der Menschwerdung zu besinnen. „Süßer die Glocken nie klingen“ ist heute keine Realität mehr, weniger als sie es, wenn sie es denn überhaupt einmal gewesen ist, je war. Meines Erachtens ist das auch nicht die Aufgabe der vorweihnachtlichen, geschweige denn der weihnachtlichen Zeit. Weder der Psalm 8 noch die mit ihm verbundene und sich bis heute erstreckende göttliche Freiheitsgeschichte mit den Menschen spricht von einer Welt in den rosigen Tönen. Sie sprechen von der Würde des Menschen und seiner Eingebundenheit in die jeweilige Zeit. Diese Kontingenz ist die Bedingung, unter der sich Heilsgeschichte ereignet. Gerade deswegen geschieht Heilsgeschichte auch in genau den Drängungen und Bedrängungen des Alltags. Auch wenn sie ohne jede Bedingung geschenkt ist, bedeutet das Leben in der Verheißung eben ein Leben mit der

Verheißung und dies schließt die Verantwortung ein. Wie kann das in der vorweihnachtlichen Zeit aussehen? Die theoretischen Bestimmungen zur Identitätsentwicklung und biographischen Reflexion als Erzählgemeinschaft können dabei den Weg weisen:

- Gespräche als Erzählen zu werten

Gespräche sind aus der postmodernen Gesellschaft auch unabhängig von den Handy-Welten nicht wegzudenken. Die gesprochenen und geschriebenen Gespräche als Erzählungen zu verstehen bedeutet, eigenes Tun neu zu bewerten.

- Gespräche als Erzählen zu inszenieren

Auch zu Gesprächen sei es am Telefon oder am Computer kann es Verabredungen geben. Diese nicht beiläufig zu tun, sondern als einen Wesensbestandteil der Identität zu sehen, wird durch eine bewusste Inszenierung gefördert.

- Gespräche als Erzählen zu würdigen

In kurzen und langen, gesprochenen oder geschriebenen Gesprächen drückt sich das Subjekt in der je aktuellen Verfassung aus. In ihnen wird persönliche Geschichte geschrieben und im religiösen Verständnis als Teil der umfassenden Heilsgeschichte geglaubt. Die Würdigung der religiösen Dimension der noch kürzesten oder anstrengendsten Gespräche vermag die Blickrichtung zu verändern.

- Für Gespräche als Erzählen Geschwätz zu beenden oder zu entfliehen

Gespräche sowie gesprächige Menschen können ein Leiden sein. In dem Anerkennen der hohen Bedeutung von Gesprächen dürfen Menschen und Gespräche unterbrochen, beendet oder verschoben werden! Das ist vielleicht sogar die adventliche Aufgabe schlechthin.

- Den Advent als Erzählzeit verstehen und in Kirchen gestalten

Gerade der Advent und mit ihm die Weihnachtszeit lädt zu einem Rückbesinnen auf das Erzählen ein. Gegen die Lautstärke der Werbung haben Kirchen die Möglichkeit, ihre Räume für einen stillen Raum zu öffnen und fürs Erzählen zu gestalten. Gerade für die Innenstadtkirchen wäre es ein Experiment wert, die Kirche für Menschen zu öffnen, die sich etwas erzählen wollen, ohne dass sie

direkt mit jemandem anderen sprechen müssen. Warum nicht Gesprächsecken für Paare, Freund(inn)en und Peers einrichten, in denen sie sich inmitten des Adventstrubels als Unterbrechung der Einkäufe gemütlich hinsetzen können und erzählen können?

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Dies ist wunderbar beschrieben in dem Roman von Irvin D. Yalom: Und Nietzsche weinte. München 1994. Dort wird die Handlung auf eine Begegnung Dr. Breuers mit Friedrich Nietzsche ausgeweitet.

<sup>2</sup> So z.B. in die Gestalttherapie, in die Themenzentrierte Interaktion und die Gruppendynamik.

<sup>3</sup> Gunda Werner: Macht Glaube glücklich? Freiheit und Bezogenheit als Erfahrung persönlicher Heilzusage. Regensburg 2005, 177.

<sup>4</sup> Georg Essen: Die Freiheit Jesu. Der neuchalkedonische Enhypostasiebegriff im Horizont neuzeitlicher Subjekt- und Philosophiegeschichte. Regensburg 2001, 187.

<sup>5</sup> Ebd., 189.

<sup>6</sup> Henning Luther: Der fiktive Andere. Mutmaßungen über das Religiöse an Biographie, in: ders.: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart 1992, 111–122, hier: 112.

<sup>7</sup> Wolfgang Drechsel: Lebensgeschichte und Lebens-Geschichten. Zugänge zur Seelsorge aus biographischer Perspektive. Praktische Theologie und Kultur. Bd. 7. Gütersloh 2002, 136.

<sup>8</sup> Henning Luther: Der fiktive Andere. 112.

<sup>9</sup> Ebd., 114 (kursiv im Original).

<sup>10</sup> Ebd., (kursiv im Original).

<sup>11</sup> Ebd., 117 (kursiv im Original).

<sup>12</sup> Vgl. dazu auch Wolfgang Drechsel: Lebensgeschichte, 153ff, der dem Beitrag des Anderen zur eigenen Biographie einen konstitutiven Platz in der Hermeneutik der Lebensgeschichte einräumt.

<sup>13</sup> Ebd.

<sup>14</sup> Ebd., 118.

<sup>15</sup> Ebd.

<sup>16</sup> Ebd., (kursiv im Original).

<sup>17</sup> Ebd., 120.

<sup>18</sup> Ebd., 121 (kursiv im Original).

<sup>19</sup> Heribert Wahl: Pastoralpsychologie – Teilgebiet und Grunddimension praktischer Theologie, in: Isidor Baumgartner: Handbuch der Pastoralpsychologie. Regensburg 1990, 41–61, hier: 47.

<sup>20</sup> Wolfgang Drechsel: Lebensgeschichte. 247.

<sup>21</sup> Ebd., 248 (kursiv im Original).

<sup>22</sup> Vgl. Matthias Scharer/ Bernd Jochen Hilberath: Kommunikative Theologie. Eine Grundlegung. Mainz 2003. 2. überarb. Auflage.

<sup>23</sup> Wolfgang Drechsel: Lebensgeschichte. 366.